

Die Entscheidung [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 4
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
20. Januar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Unsere Kammer ist warm.

Von Heinrich Anacker.

Unsere Kammer ist warm.
Leise knifft im Ofen das Feuer.
Zärtlich spielend umfängt mich dein Arm.
Draußen geifert das Abenteuer

Durch die silberne Winternacht.
Lockendes Schlittengeläute erwacht;
Serneher kommt's, und verklingt in der Serne.
Zärtlich spielend umfängt mich dein Arm.

Blaß durch's Fenster seh'n kühle Sterne.
Schlaf, mein Lieb, unsere Kammer ist warm . . .

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 4

In dem etwas engen Raum erhitzten sich die Tänzer und es wurde der Vorschlag gemacht und angenommen, eine Polonäse hinaus in den Garten und in die kühle Nachtluft zu veranstalten. Die Polonäse war eine Leistung, die sich auch Doktor Niederer zutrauen konnte. Schon war er an Tildes Seite, neigte sich zu ihrem Ohr und brachte seine Einladung vor. Sie hatte Bedenken, es mußte doch Musik gemacht werden. „Einfache Sache“, beschwichtigte er sie lachend, „Sie spielen, bis der tanzende Wurm draußen ist, dann folgen wir nach. Im Garten braucht man keine Musik mehr, der Mondschein muß sie ersetzen oder das Rauschen des Laubes in den Bäumen.“ Sie dankte ihm mit einem Blicke für die glückliche Lösung und schlug mit großer Kraft auf die Tasten. Der kleine Zug bildete sich und glitt aus dem Sälchen ins Freie, voran das junge Volk, hinterher die Alten, denen es im Herzen wohlthat, einen Tanz wenigstens zu markieren. Draußen machte sich die Freude erst recht Luft, die Stimmen wurden lauter, eine junge Kehle stieß einen Jauchzer aus, der Ries knirschte deutlich den Takt der Schritte. Nun faßten sich auch Doktor Niederer und Tilde bei der Hand und huschten den andern nach. Um Bäume und Büsche herum bewegte sich die hüpfende Schlange, dann über den Rasenplatz und um den Teich herum, ins Gartenhäuschen hinein und wieder hinaus, vom Ries auf den Rasen und vom Rasen auf den Ries, vom Schatten in den Mondschein und vom Mondschein in den Schatten zurück. Im Gartenhäuschen hielt Doktor Niederer Tilde zurück mit festem Rud. Da sie beide den Schluß bildeten, bemerkte niemand ihren Halt. „Sehen Sie, wie gespenstig sich dieser Tanz in

der Mondnacht ausnimmt!“ sagte Doktor Niederer mit gedämpfter Stimme. „Geradezu phantastisch ist's, das Spiel der Gestalten und Schatten, der hellen und dunkeln Kleider! Ich glaube, dort blitzte ein Diamant!“

„Es ist ein Märchen!“ erwiderte sie, „aber kommen Sie!“

Run wurde er leidenschaftlich: „Nein, ich komme nicht! Und auch Sie gehen nicht! Ich verlasse diesen Ort nicht eher, als bis Sie meine Braut sind. Hier habe ich Sie vor einem halben Jahr gefunden, hier halte ich Sie.“

Sie suchte ihre Hand frei zu machen, er faßte sie fester an. „Der Zufall hat uns zusammengeführt“, sagte er halb erstickt und ohne Künstelei, denn es ging ja um alles, „der Zufall ist ein kluger Gott, man muß an ihn glauben, man muß ihm willig sein. Ich liebe Sie und Sie lieben mich auch, ja, ja, ich weiß es. Warum denn wollen wir uns gegen unser Schicksal stemmen? Es ist der entscheidende Augenblick. Morgen früh verreisen Sie, und wer weiß, wann wir uns wiedersehen.“

„Lassen Sie mich! Sie haben mich überrascht, überumpelt, ich kann mich jetzt nicht entscheiden, ich muß doch mit der Tante reden...“

„Sind Sie nicht selber ein Mensch und geht es nicht um Ihr Glück? Um Ihr Glück und um meines?“

„Da kommen sie wieder hinter dem Haus hervor, wenn sie uns entdecken!“

„Keine Angst!“ flüsterte er, „es hat jetzt jeder für sich zu tun und zu denken.“ Er zog sie zuhinterst in das Gartenhäuschen.

„Ich werfe alle Schuld auf Sie, wenn man uns findet“, flüsterte sie.

„Ich nehme alles auf mich, jetzt und immer und vor allen Menschen!“ — Da zuckte es ihm durch den Sinn: „Vor allen?“

„Ja, vor allen!“ prekte er, sich beschwichtigend, hervor. Eine Ueberraschung wäre ihm nun fast lieb gewesen. Vor dem Häuschen tanzten, lachten und kicherten die Gespenster vorbei. Als sie sich wieder entfernt hatten und hinter der Hausecke enthushten, atmete Tilde aus ihrer Angst tief auf: „Gottlob!“ Sie gab nun den Widerstand auf.

„Komm!“ flüsterte er und zog sie mit sich fort. Sie flatterten ins Haus zurück und er drängte sie zum Flügel. „Nun spiel' einen lieben alten Walzer!“ Sie schlug die Tasten etwas zitternd an und merkte, daß er hinter ihr hin und her tanzte. Sie blickte ihm über die Schulter zu und wurde gerührt von dieser Aeußerung der Freude. Spiel und Tanz brachen ab. Der Doktor setzte sich auf seinen alten Stuhl, Tilde ließ die Hände sinken. „Spiel' weiter, Liebste“, rief er, „meine Freude ist aus Rand und Band, du mußt sie überbönen.“

„Ach, mir wollen die Finger nicht mehr gehorchen“, lächelte sie.

„Schlage nur die obersten Tasten an, die höchsten, die leidenschaftlichsten, laß sie schreien!“ Sie tat es. Dann wurden beide wieder still. Die heftigen Töne waren auch im Garten vernommen worden.

„Tilde ruft uns zurück!“ ließ sich Frau Ehrensberger hören. „Sie ist ungeduldig geworden. Wir lieben sie aber auch gar zu lange allein!“

„Zu den Gläsern!“ kommandierte der Hausherr, der die Ausgelassenheit längst satt hatte.

Als die Tanzenden ins Haus strömten, saß Doktor Niederer gelassen auf seinem Stuhl und drehte aufmerksam seine Uhr auf, während Tilde, um ihre Erregung zu verbergen, den unterbrochenen Walzer spielte, aber oft neben die Tasten schlug.

„Die dummen Kinder haben die Gelegenheit nicht benutzt“, dachte Frau Ehrensberger und war auf Doktor Niederer recht böse.

Der junge gereifte Kaufmann hatte einen klareren, von der Eifersucht geschärften Blick. Er neigte sich Tilde über die Schultern und flüsterte ihr ins Ohr: „Donnerwetter, wie Sie auf dem Klavier holzen! Sie sind ja ganz aufgereggt. Sollten Sie... Aha! Darf oder soll man gratulieren? Welche Dummheit! Der heiratet doch nur Ihr Geld!“

Tilde schob auf und verließ hastig den Raum.

„Was ist geschehen?“ rief man von mehreren Seiten. „Was haben Sie ihr angetan?“

„Sie müssen Champagner knallen lassen, Onkel Ehrensberger!“ lachte der junge Kaufmann gezwungen.

„Hat das einen bestimmten Sinn?“ fragte der trockene Bureaustuhl.

„Vielleicht gibt Ihnen Herr Doktor Niederer die Antwort.“

Der Arzt erhob sich feierlich, setzte sich den Zwiader, den er abgenommen hatte, etwas umständlich auf die Nase, schaute alle der Reihe nach an und ließ den Blick zuletzt auf Frau Ehrensberger ruhen: „Werte Anwesende, ich habe

das Glück und die Ehre, Ihnen mitteilen zu können, daß sich Fräulein Tilde eben mit mir verlobt hat.“

Große Verblüffung, dann der nicht zu umgehende, teils ehrliche, teils geheuchelte Freudensausbruch. Frau Ehrensberger holte mütterlich strahlend Tilde herbei, während ihr Mann, dem alles ganz überraschend gekommen war, ärgerlich in den Keller stieg, einfach dem Befehl seines Neffen folgend. Der mußte es ja wissen.

Der letzte Zug nahte, die Städter eilten in fluchtartigem Aufbruch nach dem Bahnhof, vom Geist des Schaumweines getragen. Doktor Niederer befand sich auf freiem Feld, auf einem schmalen Flurweg, der zwischen Wiesen und Ackerstreifen zum Flühchen hinunterführte. Der Mond stand schief im Westen und ließ alle Unebenheiten des Weges unheimlich groß erscheinen. Doktor Niederer meinte mit jedem Schritt in eine Grube oder einen Tümpel zu treten, und sein Gang wurde unsicher, tappend.

Er stand still. „Nimm dich zusammen, alter Junge!“ befahl er in sich hinein. „Hast doch keinen Kausch! Singen solltest du, singen und jauchzen! Hast du nicht eine reiche und schöne Braut? Stehst du nicht oben am Ziel? Fort mit den Grillen und Sorgen! Zum Teufel, was packt ihr euch nicht?“

Unten am Flühchen, wo der Feldweg zwischen Weidenstrünken abbrach, stand er eine Weile vorgebeugt über dem Wasser. Es graute ihm und er warf sich in das frisch gefallene welke Laub. Fast glaubte er, es sei ihm ernst gewesen, sich das Wasser über den Kopf strömen zu lassen. Aber das Geruch ersparte er sich doch nicht ganz. Langsam und fest raunte ihm die rechtliche Seite seines Wesens zu: „Albert Niederer, Doktor der Medizin, du bist ein schamloser abgefeimter Kerl, ein treuloses, undankbares Subjekt, ein gewissenloser Streber, ja, man könnte vielleicht mit einigem Rechte sagen: ein Luder. Du gehörtest wirklich in das Wasser, an dem du standest!“

Nachdem der Ankläger in ihm gesprochen hatte, kam der Verteidiger überzeugungsvoll zum Wort: „Es mußte so kommen, alles ging schicksalsmäßig vonstatten, das Verhältnis mit Olga war eine Mißgeburt, mehr noch, ein totgeborenes Kind. Olga wäre mit mir unglücklich geworden, steinunglücklich, und ich mit ihr. Ein paar Wochen nach der Hochzeit hätten wir angefangen, uns aneinander zu reiben und hätten es so lange getrieben, bis eines von beiden zerrieben gewesen wäre, und das wäre sie, als der wehrlosere, schwächere Teil, gewesen. Kein Zweifel, es ist für sie ein Glück, daß der Hase so gelaufen ist. Jeder vernünftige und ehrliche Mensch wird ihr das bestätigen. Uebrigens war es längst aus zwischen uns, schon vor ihrem Besuch, wir waren nur zu feig, es uns zu gestehen. Das Geld muß ich ihr natürlich zurückerstatten.“ Bei diesem Gedanken machte er eine Bewegung des Ekels, als wollte er sich von sich selber ab und wieder dem Fluß zuwenden. Aber es ging rasch vorbei: „Unsinn! Es ist nun einmal soweit, es gibt da kein Untertauchen oder Kehren, nur ein Gradaus!“ Er stand entschlossen auf und schritt dem Städtchen zu. Da er seiner Doppelnatur gemäß zumeist zwei Gedanken zugleich verfolgte, den einen mehr im Hellen, den anderen mehr im Dunkeln, legte er sich den Brief an Olga zurecht und bejubelte gleichzeitig, zuweilen laut ausbrechend, sein Glück: Wie schön und unerwartet hatte sich der Abend erfüllt! Er hatte an die

Möglichkeit einer Verlobung noch am Morgen kaum zu denken gewagt, aber dann hatte er während des Essens wie aus Zufall seinen Ellbogen an Tildes Arm gelegt, und sie hatte es ruhig geschehen lassen, ja, er meinte sogar ein Streben von ihr zu ihm und einen Strom zu spüren, der immer stärker, immer wärmer, immer ungeduldiger zwischen ihnen hin und her fieberte, von einem Herzen, den Blutläufen entlang, zum andern. Dann im Gartenhäuschen war ihm plötzlich der Entschluß zum Handeln und die Gewißheit des Sieges gekommen. Was für berauschte Augenblicke! Waren sie mit etwas Seelenzwicken und Gewissenssäure zu teuer bezahlt? Was würde der Vater Niederer, der Wörter stiftende Hungerleider sagen? Er würde von Wirtschaft zu Wirtschaft humpeln, vom Besseren bestellen und des Doktors, seines Sohnes Glück und Aufstieg lobpreisen. „Schreibt den Wein nur auf, den bezahlt das Glücksreis, das meinem Lebensbaume entsprossen ist.“

Selbst Olga würde sich freuen, wenn der erste Stoß versjurt hätte. Ach, der würde ihr gar nicht so weh tun! Sie hatte eine solche Wendung erwartet, drum hatte sie seit ihrem Besuch nicht mehr geschrieben.

Zu Hause angelangt, stürzte Doktor Niederer ein Glas kalten Wassers hinunter, zog ein Blatt Papier aus der Schublade und schrieb mit zügiger Feder folgende Sätze:

Liebe Olga!

Es ist halb drei Uhr, halb drei Uhr früh, mußt Du verstehen. Eben geht der Mond unter. Ich bin in einer seltsamen Stimmung, ich meine entzweierte zu werden. Vor meinem Fenster im Garten raschelt welkes Laub. Das tönt traurig. Aber von der Gasse her singt der Brunnen, oder jubelt er? So dringt es mir zwiespältig zum Fenster herein, weil es auch in mir zwiespältig ist. Die Außenwelt ist das Echo der Innenwelt. Du wirst denken, ich sei übergeschnappt. Vielleicht! Tatsache ist, daß ich sehr traurig bin, aber ich werde gleichzeitig vom Glück fast vom Stuhl gerissen. Ich hätte nie geglaubt, daß Traurigkeit und Glück so nahe beieinander wohnen könnten. Warum sollte ich viele Worte machen! Du hast es schon erraten, Du Kluge! Ich bin verliebt, verlobt. Nun ist das Wort heraus, der Schlag geführt! Begreiffst Du jetzt, daß ich traurig bin, Deinetwegen? Du wirst mich schelten, verachten. Aber nein, rede ich mir ein, sie ist zu gütig dazu. So muß ich selber mein Richter sein und mich verurteilen! Oh, ich habe es schon getan, draußen auf dem Feld unter den Sternen. Wie schmutzig kam ich mir unter ihnen vor. Aber es gibt Schicksale, denen man nicht enttrinnen kann. Die Sonne fragt



Winter im Schwarzwald.

nicht, ob man sie begehrt oder nicht, ebensowenig der Regen und der Wind, der Schnee, der Reif und der Tau. Sie kommen eben und erquicken oder versengen. Noch nie habe ich so deutlich begriffen, was Schicksal ist. Es ist etwas Geschicktes, das Wort sagt es ja, aber was das Unfaßbare ist, etwas ohne unser Zutun Geschicktes und doch in uns Vorbestimmtes. Wir hängen mit dem Schickenden, dem Abfender, irgendwo am gleichen Stern. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst. Ich wollte sagen, daß wir der Stoff, der Lehm des Schicksals sind und gewärtigen müssen, daß es aus uns macht, wozu wir bestimmt sind, uns den Weg führt, der uns aufgesteckt ist. Das soll nun keine Entschuldigung sein, vor Dir jedenfalls nicht, höchstens vor mir. Denn ich brauche eine Entschuldigung und Entlastung. Ich muß doch dem morgigen Tag wieder ins Gesicht sehen können, Kranke besuchen, Leidende aufrichten, Sterbende über das Schlimmste wegstäuschen.

Du wirst fragen, wer sie sei. Eine Dir Unbekannte! Das Fräulein vom Lindengut. Habe ich Dir damals nicht von ihr gesprochen? Sie heißt Tilde, Tilde Honegger, und ist eine Waise, ein alleinstehendes Menschenkind. Sie hat nur noch eine Schwester, die in Indien verheiratet ist. Ihr Vater hatte ein blühendes Importgeschäft und kam auf der See um. Jene Erbsche, die am Tage Deines Besuches sich in die Luftröhre eines Mädchens verirrt, war das erste Werkzeug des Schicksals. Ich fühlte damals mit Sicherheit, daß eine Wendung in meinem Leben bevorstehe. Ich dachte allerdings nur an meine Praxis, an den Sieg, den ich über meinen Kollegen davongetragen hatte, und sah voraus, daß der Konkurrent den Platz vor mir räumen müsse. Das ist nun wirklich geschehen, Olga, vor wenigen Tagen hat er seine Sachen zusammengepackt und ist abgedampft. So herrsche ich hier jetzt allein. Der Esel hat mir noch eine

Abschiedsvisite gemacht und sich vor meiner Stärke gebeugt. Aber das Schicksal hat, wie der Mensch, zwei Hände, es schafft mit der Rechten und schafft mit der Linken. Mit der einen befreite es mich von dem Konkurrenten, mit der andern führte es mir die Braut zu. Achte darauf, Olga, ob die Gaben oder die Hiebe des Schicksals nicht immer paarweise oder gar in Doppelpaaren kommen. Du mußt meine Braut kennenlernen, vorher wirst du mich nicht verstehen. Hast Du sie gesehen, so wirst du mir verzeihen. Wärest Du doch hier! Ich weiß zwar nicht, wie ich Dir in die Augen sehen könnte, aber ich weiß, daß Du mich bei der Hand fassen und ein gutes Wort finden würdest. Du hast ja einen ganzen Schatz guter Worte in Deiner Brust. Schicke mir dieses gute Wort, wenn Du nicht herkommen willst, es mir zu sagen!

Ich sehe, daß ich wirres Zeug geschrieben habe, aber ich habe die Kraft nicht, neu anzufangen. Verzeihe!

Dein stets dankbarer Albert.

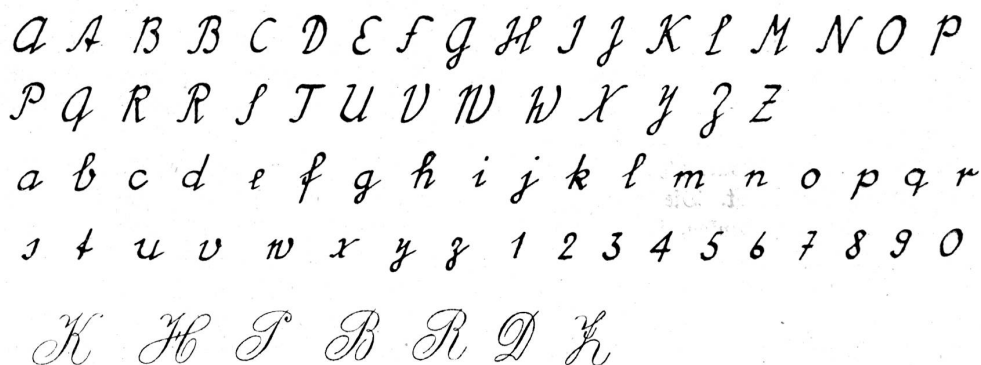
Er las den Brief nochmals durch und fand ihn schlecht, schob ihn aber doch in einen Umschlag und legte sich schlafen.

Ein paar Tage später hatte er den Brief in Händen, in dem ihn Olga Schläpfer freisprach. Er hielt sich darüber nicht auf, sowenig er je in der Schule erstaunt war, wenn eine Rechnung unter seiner Feder ohne Rest aufging. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Schrift.

Unsere heutige Schrift ist weder eine Wortbilderchrift (wie bei gewissen Naturvölkern) noch eine Silbenschrift (wie die Keilschrift der alten Babylonier), sondern eine Lautbuchstabenschrift. Für die einzelnen Laute besitzen wir bestimmte Zeichen, die wir beliebig zu Silben und Wörtern zusammenstellen können. Die Entwicklung zur Lautbuchstabenschrift konnte natürlich erst dann zustande kommen, als es den Menschen gelang, aus der Klangeinheit eines Wortes dessen einzelne Laute herauszuhören. Durch die Erfindung der Lautbuchstabenschrift wurde dem Schreiben erst eine allgemeinere Verbreitung zuteil, da die zu beherrschende große Zahl Schriftzeichen der Bilder- und Silbenschrift auf ungefähr dreißig zusammen schmolz.



Die neuen, vereinfachten Buchstabenformen und unten einige der dekorativen bisherigen Spitzfederformen. Um den Formen Festigkeit zu geben, benötigte das Spitzfeder-Alphabet 106 Schwelllinien; im neuen A B C leisten 33 Eckwenden in 3 Mal weniger Zeit den gleichen Dienst.

Mehrere Forscher haben versucht, aus allen europäischen Schriften das gemeinsame Innere, das Schriftgerippe, einen Urgrundstock aller Buchstabenschriften zu gewinnen. Was sie herausbrachten, war nichts anderes als die lateinische Steinschrift, oder die aus Rom stammende Kapitalschrift, deren Formen die Abstammung von noch älteren Zeichen vielfach andeuten. Aus ihr haben sich im Laufe der Jahrhun-

derte alle europäischen Druck- und Schreibschriften entwickelt. Sowohl die sogenannte Lateinschrift, wie die sogenannte deutsche Schrift haben die gleichen Stammeltern gehabt. In beiden finden sich die Urformen. Beide sind Entwicklungsprodukte.

Unsere Schulformen stammen aus einer Zeit, deren Geschmacksrichtung der unsrigen größtenteils zuwiderläuft. Es ist die Zeit des Barock mit ihrem Zug ins Brunkhafte, wo die dekorative Ausgestaltung des Nebensächlichen sich breit machte auf Kosten der Hauptformen. In der Baukunst, in Sitten und Gebräuchen, ist diese Zeit längst verschwunden. Es wird auch niemanden einfallen, sich nach der Mode jener Zeit zu kleiden, außer etwa an Schaustellungen oder Trachtenfesten. Mit unseren Schulschriftformen haben wir jederzeit Trachtenfest; denn sie sind nicht der Ausdruck unserer Zeit. Unsere Zeit verlangt Zweckmäßigkeit, Einfachheit, Klarheit der Form. Diesen Forderungen widersprechen die vielen Schnörkel und Windungen unserer Schrift, die die Hauptformen stark zurückdrängen und sie in vielen Fällen ganz verwickeln. Das Schreibwerkzeug der Schule, die Spitzfeder, verlangt und begünstigt jedoch geradezu die Ausbildung der Schnörkel und Anhängel der Schrift. So ist es begreiflich, daß ein Großteil der heutigen Schreiber sich von der Spitzfeder abwendet, ohne aber in der Verwendung eines neuen Werkzeuges geschult zu sein.

Die Erneuerung unserer Schrift kann nur von der Schule ausgehen.

Seit mehreren Jahren ist man in verschiedenen Ländern daran, die Schrift und den Schreibunterricht zu erneuern. England ging voran. In den letzten Jahren haben die deutschen und österreichischen Schulen ihren Schreibunterricht umgestaltet. Für die Schweiz geht die Bewegung von Basel aus. Die neue Schrift, wie sie, gestützt auf langjährige Versuche und intensive Studien von Schreib- und Zeichenlehrer Paul Hülliger in Basel geschaffen wurde, gewinnt immer mehr Boden für sich zu gewinnen. Hülliger sieht, wie ein Großteil der neueren Schreibmethodiker, einen Hauptgrund der Schriftverwilderung in der Anwendung der Spitzfeder als einziges Schreibwerkzeug in der Schule. Hülliger ersetzt sie durch Breittfedern, die ungleich einfacher zu handhaben sind. Da jedes Schreibwerkzeug für seine Art charakteristische Spuren bildet, so ist es klar, daß für das neue Werkzeug auch entsprechende Formen geschaffen werden mußten. Je mehr man sich mit der neuen Schrift

von Paul Hülliger befaßt, um so mehr muß man die Harmonie zwischen Form und Werkzeug bewundern.

Die Hauptforderung, die wir an eine Schrift stellen müssen, ist, daß sie zweckmäßig sei, mit andern Worten, daß sie Lesbarkeit und Schreibflüssigkeit miteinander verbinde.

Wie steht es mit der Lesbarkeit der Spitzfederformen?